

WOLFGANG SIGLER

Gott ist kein Kaugummi

**Warum Zweifeln
und Glauben sich
ergänzen**

Vier-Türme-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

D
in Deutschland
produziert

1. Auflage 2021

© Vier-Türme GmbH, Verlag, Münsterschwarzach 2021

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Marlene Fritsch

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-7365-0361-8

www.vier-tuerme-verlag.de

Inhalt

Long, long live the sparrow

7

Sich auf Unsicherheit einlassen

17

Gott ist kein Kaugummi

31

Gott im anderen finden: Martin Bubers »Ich und Du«

41

Offenheit durch Geschlossenheit

57

Ordnung und Offenheit

71

Spirituelles Fingerspitzengefühl

87

Der persönliche Weg mit Gott -
Umgang mit religiösen Institutionen

109

Digital Platz machen für Gott

125

Vom Pendeln zwischen Glauben und Zweifeln

139

Verwendete Literatur

143



Long, long live the sparrow

Wenn es darum geht, wie man heute noch glauben kann, ist oft die Rede von »kirchlicher Sozialisation«. Gemeint ist damit ein Umfeld, das es mir ermöglicht, einen Glaubensweg zu gehen. Dazu gehören gute Gewohnheiten und christliche Bräuche im Familienbereich vom Adventskranz bis zu den gefärbten Ostereiern. Vorbilder, mit denen ich mich identifizieren kann, und für manche durchaus auch Institutionen, die mir etwas bedeuten und meinem Leben einen Rahmen geben, an dem ich mich festhalten kann. Vielleicht auch etwas, das mich auffängt, wenn kindliche Glaubensvorstellungen anfangen wegzubröckeln.

Gleich vorab: Vermutlich ist mein eigener Lebensweg genau das, was man »religiös sozialisiert« nennt. Er hat mich irgendwann – durchaus nach Brüchen mit dem, was Menschen um mich herum erwartet haben – als Mönch in die Abtei Münsterschwarzach geführt. Aus der Rückschau mag das dem einen oder der anderen darin angelegt erscheinen. Als Kind und Jugendlicher aber hat sich das erst einmal ganz anders angefühlt.

Schon bevor ich nach Münsterschwarzach kam, war ich in der Kirche engagiert. In dem Dorf bei Regensburg, in dem ich ge-

boren wurde, steht ein ehemaliges Zisterzienserkloster, dessen mächtig-barocke Klosterkirche zur Himmelfahrt Mariens heute als Pfarrkirche dient. Außerdem gibt es dort ein Ecce-Homo-Bild, das man seit dem Dreißigjährigen Krieg verehrt. Bisweilen kommen daher bis aus München Busse mit Wallfahrern, die hier beten. Auch die Ratzinger-Brüder saßen in früheren Zeiten angeblich oft einmal davor. Ostern wird der Dorfbrunnen festlich geschmückt, und wegen der nahegelegenen Klostergaststätte und der schönen Lage im Naabtal finden in meiner Heimat den Sommer über viele Hochzeiten statt.

In dieser Kirche wurde ich getauft und ging an Omas Hand das erste Mal zum Gottesdienst. Damals schon war die Liedtafel wichtig, konnte man doch an der Zahl der verbleibenden Lieder halbwegs ablesen, wie lang es noch dauert. Ziemlich spät habe ich erst realisiert, dass das Hochaltarbild von der Himmelfahrt Mariens im Nazarener Stil so gar nicht zum Schwäbischen Barock der restlichen Kirche passt. Es war später nach einem Brand eingefügt worden. Irgendwie hat es dennoch gepasst, denn es leuchtete so marianisch wie die Frömmigkeit unserer Kindergärtnerin. Der Kindergarten stand und steht übrigens ganz bayerisch-katholisch unter dem Schutz von Bruder Konrad aus Altötting.

Irgendwann wurde ich Ministrant, schließlich Oberministrant, und dann begann ich, Orgel zu spielen. Da wurde der Herz-Jesu-Freitag mit dem Gottesdienst des Sühnemessbundes zu einer Gelegenheit, sich ein Taschengeld dazuzuverdienen. Den Ministrantendienst habe ich bis ins Studium hinein versehen, den Orgeldienst sogar bis zum Klostereintritt. Und

das nicht nur dort, sondern auch in der Umgebung und ab und an in einer Stadtpfarrei. Dabei verschwammen Arbeit und Freiwilligkeit. Wenn mich aber die Mama fragte, ob ich denn schon mal wieder eine »Orgel-Rechnung« geschrieben hätte, kniff ich in der Regel eher schuldbewusst ein Auge zu. Die Abrechnung war eigentlich nur wichtig, um weitere Orgelnoten anschaffen zu können.

Offen gesagt, mit Gott hatte all das nicht so viel zu tun. Jedenfalls nicht im engeren Sinn. Und auch nicht, wenn man es mit dem Erleben vergleicht, das in geistlicher Literatur in Bezug auf Momente der Erfüllung und des unmittelbaren Erlebens einer transzendenten Wirklichkeit häufig beschrieben wird, als eine Gegenwart, die immer da war und jetzt *endlich* erkannt wird – man hatte sie zuvor nur nicht wahrgenommen oder für wahr genommen.

Ich bitte, mich nicht falsch zu verstehen: Vieles davon habe ich genossen. Gerade die Musik. Ich sang auch im Chor zu kirchlichen Anlässen. Einer meiner Chorleiter unterrichtete Orgelspiel. Die Stunden bei ihm waren wirklich ein Glücksfall für mein Fortkommen – musikalisch, vor allem aber menschlich. Die Liebe zum Gregorianischen Choral habe ich vom Regensburger Kirchenmusikdirektor, der darüber sogar promoviert hat. Außerdem gab es einige Jahre ein Projekt mit der Gesangsklasse einer befreundeten Russin aus St. Petersburg, bei der ich außerdem im Kammerchor sang. Immer wieder einmal hatten wir daher erstklassige Musik in unseren Dorfgottesdiensten. Ach, und die Vespren mit unserem kleinen, aber feinen A-cappella-Ensemble für Alte Musik! Und der Col-

lege Choir während meines Erasmus-Aufenthalts in England, geleitet von einer Kanadierin. Bis heute ist Orgelmusik von den britischen Inseln ein fester Bestandteil meines Repertoires.

Die Pfarrer, die ich erlebt habe, waren nicht klerikal. Im Gegenteil, sie mühten sich sehr auf ihre je eigene Weise, für die Menschen da zu sein, und das sowohl aus ihrer Persönlichkeit heraus als auch in ihrer Rolle als Priester. Ihr Gott war für alle da und wartete auf jeden, der kommen wollte. Dennoch habe ich den Kontakt zum Göttlichen eher ihnen zugewiesen beziehungsweise für sie reserviert, genauso wie für besagte Kindergärtnerin, der ich ihre innige Beziehung zu Christus bis heute glaube. Für uns »normale« Menschen dagegen waren die höheren Erfahrungen vielleicht im Sakrament konserviert – aber irgendwie doch nicht vorgesehen.

Heute würde ich sagen, ein Teil davon stimmt immer noch: Die intensive Gotteserfahrung steht uns nicht zur Verfügung, jedenfalls nicht wie eine Packung Kaugummi im Supermarkt. Sie entzieht sich dem Zugriff. Vielleicht habe ich gerade deswegen gegenüber bestimmten Wallfahrtsgruppen, die den göttlichen Segen auf Gedeih und Verderb herbeibeten wollten, schon früh eine gehörige Skepsis entwickelt.

Es gab in meiner Kindheit und Jugend durchaus Menschen mit einer spürbaren Passion, und ich habe ihre Nähe gesucht. Es ist schwer zu sagen, ob das Zufall war oder so gewollt, aber sie alle hatten eine Verbindung zur Kirche. Das heißt nicht, dass diese Beziehung unkompliziert war. Wem die Kirche

wichtig ist und wer sich für sie einsetzt, leidet irgendwie immer auch an ihr. Ich will an dieser Stelle – so berechtigt das vielleicht auch wäre – nicht in Wehklagen über Missstände oder veraltete Inhalte verfallen. Denn vielleicht hat dieses Leiden an unseren menschenmöglichen Formen von Kirche auch damit zu tun, dass jene Menschen, die etwas ahnen dürfen vom großen Mehr hinter den Dingen, sich danach ausstrecken müssen. »Da muss doch mehr sein« – dieses Gefühl ist bei ihnen bereits von einer Erfahrung getragen: Da *ist* mehr! Aber es ist flüchtig, und seine goldenen Fäden reißen so leicht ab. Das Wissen um das Mehr ist vor allem Sehnsucht.

Dass solche Sehnsucht seltener wird (vielleicht war sie es schon immer), macht sie mitunter beschwerlich. Wer vom Mehr berührt worden ist, spinnt ein bisschen und kann durchaus ein Kopfschütteln von den »Seriösen« ernten, wie Simone de Beauvoir sie nennt. Von außen betrachtet ist es auch kaum nachvollziehbar. Bereits die Möglichkeit, dass die Köpfe über mich geschüttelt würden, hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Sie hat mich zurückgehalten, vielleicht auch bewahrt vor mancher jugendlich-pathetischer Äußerung, von der man später verschämt hofft, sie möge im Internet nicht mehr zu finden sein. Die Neugier auf das Mehr ist darüber ein wenig verblasst in meinem Alltag, der geradezu überqoll von ehrenamtlichen Engagements. Einerseits hat mich das beschäftigt gehalten. Da kommt man nicht auf dumme Gedanken. Andererseits gab es hier und da immer wieder Anzeichen für jene heilige Unrast, die das Mehr nicht vergessen kann. Auch wenn ich das nicht immer explizit mit Gott in Verbindung brachte – fasziniert hat mich da schon etwas.

Seit ich mich entschlossen habe, Mönch zu werden und spätestens seit ich einen Habit trage, kann ich die Welt, wie ich sie erlebe, leichter ausdrücklich mit Gott in Verbindung bringen. Das klösterliche Gewand gibt mir gleichsam die Erlaubnis, innerlich und auch im sozialen Kontext quasi von Berufs wegen etwas von Gott zu erfahren. Vielleicht bin ich seither das erste Mal wenigstens ansatzweise »thematisch Christ«. Dieser Terminus stammt von Karl Rahner, der sagte, man könne sich auch athematisch mit Gott befassen, das heißt ohne Gott zum benannten Thema zu machen. Athematische Christen sind Menschen, die durchaus Kontakt zur transzendenten Wirklichkeit erfahren haben, als Christ würde ich sagen: denen Gott entgegenkam. Sie fassen das aber nicht in religiösen und damit auch nicht christlichen Begriffen.

Manchmal denke ich mir, dass ich erst einmal athematisch religiös war, und das inmitten einer durchaus christlich geprägten Umgebung. Was explizit mit Kirche zu tun hatte, war für mich gut – aber nicht religiös im engeren Sinn. Ich habe meine Arbeit gemacht, ich glaube sogar: gut gemacht, und war überzeugt davon. So ein »Möchtegern-Frommer« wollte ich aber nie sein. Heute scheint mir diese Bewertung etwas ungerecht und eher dem geschuldet, was ich mir selbst nicht zugestand: dass Gott eine Realität auch in meinem allzu alltäglichen Leben ist.

Die Erfahrungen, die ich von meinem heutigen Standpunkt aus als die eigentlichen bezeichnen würde, waren eher implizit und flüchtig. Sie standen in Bezügen innerhalb meines Lebens, die ich vom offenkundig Religiösen eher getrennt hielt.

Vor dem Gedanken einer erhabenen Transzendenzerfahrung und einem Wirken des Heiligen Geistes an mir schreckte ich zurück. Das war ein paar Auserwählten vorbehalten. Ich war ja schon Oberministrant und Organist, statt mit den anderen im Sportverein, Schützenverein und bei der Feuerwehr zusammenzusitzen. Das war Sonderstellung genug.

Wer weiß, vielleicht habe ich dadurch die eine oder andere Chance verpasst. Die Erfahrung einer athematischen Gottsuche hat aber auch etwas Tröstliches. Denn es gibt genug junge Menschen, die anders sozialisiert wurden als ich. Ein gewisses Vokabular und damit bestimmte Zugänge habe ich durchaus mitgenommen aus meiner Tätigkeit in der Gemeinde und der Kirche. Meine Suche nach dem Mehr verlief nichtsdestotrotz eher parallel zum Kirchenhandwerk, und ich habe sie nicht immer als solche erkannt. Das dürfte mich immerhin mit denen verbinden, die nicht in einem kirchlich mitgeprägten Kontext aufgewachsen sind.

Heute bin ich überzeugt, dass Gott jedem von uns in vielfältigen Varianten entgegenkommen kann. Auch beim schnöden Einräumen von Supermarktregalen und in der Warteschlange auf dem Arbeitsamt, bei der Klausur im stickigen Uni-Hörsaal genauso wie in der S-Bahn an einem Montagmorgen, der noch müde ist vom Wochenende. Weder sind es nur Spezialisten, mit denen Gott sich befasst, noch muss da eine Stimme aus dem »Off« die große Lebenswende befehlen. Aber irgendetwas muss dennoch da sein. Ich glaube, die Zeichen sind unscheinbar geworden in einem sozialen Rahmen, der nicht unbedingt mit ihnen rechnet.

In einer Ausstellung von William Kentridge, die ich einmal in Salzburg besucht habe, ist mir ein Satz besonders im Gedächtnis geblieben: *Long, long live the sparrow*. Lang lebe der Spatz. In grauen Szenen, in denen altertümliche Megaphone Menschenköpfe ersetzen, beklagen die Stummfilme des südafrikanischen Künstlers das Geschrei der Welt und ihr Marschieren. Was soll da ein Spatz schon ausrichten? Ich male mir eine graue Straße aus, ausgebrannte Großstadthinterhöfe irgendwann mitten im August. Die paar von Betoneinfassungen eingeklemmten Bäume lassen ihre Blätter hängen. In dieser trockenen Staubwüste mag auch kein Kind mehr Ball spielen. Aber es raschelt hinter den Blättern. Ein frecher kleiner Spatz belebt die Szenerie trotzig. Allein, dass er da ist, macht das Ganze weniger bedrückend.

Vielleicht wirkt der Heilige Geist nicht nur klassisch als Taube, sondern auch so: als Spatz, der durch meinen Alltag hüpfte. Selbst, wo es nicht so alltagsgrau ist, springt er herum und macht die andere Welt präsent, mitten zwischen den Café-tischen – und doch jenseits davon. Ein kleiner Spatz, der, wenn er nicht aufpasst, schnell der Katze gehört und der ganz angewiesen darauf ist, dass er Tag um Tag das Nötige vorfindet. Seit ich in dieser Kentridge-Ausstellung war, freue ich mich immer über seine vorsichtigen Annäherungen, er, der bei jeder schnellen Bewegung bereit ist, davonzustieben. Ja, lang lebe der Spatz!

Für mich ist das vorliegende Buch insofern ein Experiment: Ich will überlegen, welche Gedanken mir damals, als Jugendlicher und junger Erwachsener, andere Perspektiven erlaubt

hätten. Manche Gedanken sind über lange Wege meiner eigenen Entwicklung entstanden, und entsprechend schwer ist zu sagen, ob mein früheres Ich auf solche Gedanken gehört hätte – oder hören hätte können. Im Erzählen von meinem Weg bin ich vorsichtiger geworden oder vielleicht nachdenklicher. Ich kann die eigenen Erfahrungen meines Gegenübers nicht überspringen, und manche meiner Worte innerhalb unseres Gedankenaustausches werden wahrscheinlich erst einmal ins Leere laufen. Entsprechend ist dieses Büchlein kein großer Wurf. Eher der Versuch eines Augenzwinkerns im rechten Moment, das der Situation ein anderes Gesicht gibt. Denn das ist alles, wozu ich mich in der Lage sehe. Für mehr müsst ihr schon auf Gott selbst warten.



Sich auf Unsicherheit einlassen

Aus meiner Sicht wird vor allem ein starker Einwand gegen ein Leben formuliert, das dem Religiösen Raum einräumt: Religiös zu leben laufe letztlich auf eine systematische Selbsttäuschung hinaus. Glaubenspraxis oder gar asketische Übungen werden vor diesem Hintergrund zu ausgetüftelten Eigenmanipulationen, der klösterliche Werdegang zur regelrechten Gehirnwäsche.

Unumwunden bin ich bereit zuzugeben, dass das, worauf ich mich bei meinem Weg ins Kloster eingelassen habe, nicht nur fester Grund ist. Es ist auch ein Weg, der sich auf Ungewissheiten einlässt. Zwar gibt es zum einen schon handfeste Argumente dafür – die Möglichkeit, regelmäßig an einer herrlichen viermanualigen Klais-Orgel musizieren zu dürfen, ist ein nicht ganz unwichtiges dabei. Zum anderen aber ergibt ein Klosterleben langfristig ohne Gott kaum Sinn. Wenn Gott nicht wäre, könnte (und müsste) man wohl vieles von dem streichen, was wir Mönche uns täglich auferlegen. Etwa das Ausmaß des Psalmensingens wäre deutlich zu reduzieren und erst recht das mitunter nervige Schweigen. Denn wir schweigen, um in eine innere Stille zu gelangen, in der Gottes Stimme eher zu hören ist. Dazu braucht es einen Gott, der die Stimme erheben kann. Das heißt zwar nicht, dass aus einer

weltlichen Sicht alles Unsinn wäre, was wir tun. Aber ich gehe davon aus, dass auch ein christliches Leben außerhalb des Klosters in seiner Gesamtheit nur sinnvoll ist, wenn es Gott gibt. Wie aber können wir uns so sicher sein, dass das der Fall ist und dass Gott überhaupt etwas mit uns zu tun haben will? Dass wir relevant sind für Gott?

Mir scheint, wirklich sicher sein kann man sich nie. Das habe ich aus Büchern von Charles Taylor gelernt, einem kanadischen Politikwissenschaftler und Philosophen, der sich ausführlich damit beschäftigt, wie der moderne Mensch tickt. Die moderne Existenz, wie er sie beschreibt, ist gerade durch die *Hinterfragbarkeit* aller grundlegenden Einsichten gekennzeichnet. Das gilt auch für den Glauben: Im modernen westlich-europäischen Kontext darf der Glaube hinterfragt werden – und wird es auch, wo er vorkommt –, fast immer und überall. Wenigstens die Tatsache, dass andere kritisch durchleuchten und bezweifeln können, was ich als Gewissheit in meinem Leben setze, wird im westlichen Kontext auf jeden Gläubigen zutreffen. Gegen ein Glauben, das Nachfragen ausschließen will, besteht zurecht Ideologieverdacht. Heißt das für eine Praxis, die sich auf das Glauben einlässt und handfeste Konsequenzen im Alltag daraus zieht, dass ich nur einübe, die Nachfragen auszublenden und zu vergessen?

Sicher ist das eine Gefahr, und immer wieder tappen gerade religiöse Neuaufbrüche in diese Falle. Ich war aufrichtig erschüttert, als ich das erste Mal von den Missbrauchsvorwürfen gegen Jean Vanier hörte. Er war der Gründer der Arche-Gemeinschaften, deren Spiritualität und Alltag wesentlich

gekennzeichnet ist durch das Zusammenleben »normaler« Menschen mit körperlich oder psychisch beeinträchtigten Menschen. Als ich davon erfuhr, war ich gerade in Minneapolis. Im Sculpture Garden des Walker Museums dort schwingt eine große Kirchenglocke ohne Klöppel, die mir ein Sinnbild für meine plötzlichen Zweifel an diesem großen Vorbild mitmenschlicher Zuwendung wurde. Eine Glocke, die so jäh verstummt – ist sie je wirklich erklingen? Waren Vaniers Schriften, die mich durchaus inspiriert hatten, Glocken, die schwingen, aber nicht klingen? Waren die Worte, die wohl erklangen, aber letztlich hohl und ohne Substanz gesprochen worden waren? War das Charisma echt, falls es sich doch wieder mit Vergehen gegen die verband, die eigentlich auf Schutz und auf seine Inspiration angewiesen waren? Charismatisch beschwingte Bewegungen sind immer in der Gefahr, die Nachfragen im Schwange der Begeisterung nicht mehr zu hören. Je mehr Beispiele ich für solche Zusammenhänge höre, umso lauter wird die Frage: Kann ich der Begeisterung überhaupt den Geist glauben, den sie behauptet, in sich zu tragen?

Charles Taylor beobachtet ganz richtig, dass solches Hinterfragen ein Teil unseres Lebens ist. Die Fragen zu leugnen, ist bereits eine Form des Umgangs mit ihnen. Genauso, sie absolut zu setzen und daraus abzuleiten, dass sich das »Projekt Glauben« ohnehin nicht lohnt. Die Fragen sind da und pieken mich immer wieder mal in die Seite. Und wer wüsste nicht, wie nervig das sein kann, wenn einer oder etwas einfach keine Ruhe gibt. Fragen und Zweifel können ein regelrechtes Eigenleben entwickeln und sehr ermüden. Sie lassen sich aber nicht einfach ausschalten, will man nicht zum Naiven degenerieren.

Es braucht also einen irgendwie angemessenen Umgang mit dem Zweifel, und gerade im Kontext des Glaubens ist das gar nicht so einfach. Vielleicht gibt es aber zwischen Überwältigung und Ignorieren eine dritte Variante: dass wir mit Unsicherheiten zu leben lernen. Dafür beten die Mönche in Münterschwartzach regelmäßig in ihrem Mittagsgebet.

Das Wirken Gottes in der Welt hier und jetzt nennen wir Christen den Heiligen Geist oder anders übersetzt: die Heilige Geistkraft. Diese Kraft wird als Feuersturm und Windhauch beschrieben. Beides sind nicht unmittelbar fassbare Phänomene. Doch obwohl der Geist sich nicht einfangen lässt, erkennen die Christen, dass er relevant ist. Sich auf die Heilige Geistkraft einzulassen, heißt, aushalten zu lernen, dass der Geist weht, wo er will: Als Christ kann man alles »richtig machen«, und dennoch stellt sich keine spirituelle Erfahrung ein. Das ist ganz normal. Wenn ich die Heilige Geistkraft als Person ernst nehme, heißt das, von ihr ein *eigenes* Handeln zu erwarten, das auf meinen Anruf reagiert – oder auch nicht. Man mag ergänzen: oder nicht gleich. Oder nicht auf die Art, wie ich es mir vorgestellt habe. Es ist eine durchgetragene Intuition religiöser Menschen, dass Gott immer da ist und immer hört. Deswegen die Suche nach Denkformen, warum gerade jetzt, da ich rufe, nichts passiert. Was bleibt, steht aber in Spannung dazu. Es ist die Erfahrung, dass das Rufen zu Gott manchmal ohne Antwort bleibt. Dann kommt es darauf an, ob ich anderen glaube oder selbst eine Erfahrung gemacht habe, dass es überhaupt eine Instanz gibt, die antworten kann und das auch tut.

Der Rest schwimmt, und das auszuhalten, hat viel mit Erwachsenwerden zu tun. Einerseits habe ich als Erwachsener hoffentlich gelernt, erste Eindrücke und das bloße Bauchgefühl nicht absolut zu setzen. Vernünftig agieren zu können setzt voraus, ersten Eindrücken auch zweite und dritte Gedanken gegenüberstellen zu können. Andererseits ist es auch unklug, innere Regungen auszublenden. Eine komplexe Entscheidung vorschnell gegen ein ungutes Bauchgefühl zu treffen, kann böse nach hinten losgehen. Hier liegt ein Bereich, den die meisten als sehr vage wahrnehmen, und trotz seiner fehlenden Präzision hat er Bedeutung. Es lohnt sich also, ein bisschen über Bauchgefühl und erste Eindrücke nachzudenken.

Jede einzelne Erfahrung, die wir Menschen machen, ist mitgeprägt von einem guten oder einem unguten Bauchgefühl. Letztens im Urlaub habe ich das bei einem etwa dreijährigen Jungen beim Einkaufen mit seiner Mutter beobachtet. Da ist die Welt in einem Moment wie das Paradies und Mama, die dem kleinen Kerl erlaubt hat, den Einkaufswagen zu schieben, ist die Beste. Nur Augenblicke später hat es an der Supermarktkasse den gewünschten Schokoriegel nicht gegeben und Mama wurde flugs zum Inbegriff einer Ungerechtigkeit, die der kleine Racker zum Himmel schrie.

Einmal nur für den Moment zu leben, kann ein Geschenk sein, gerade auf dem spirituellen Weg. Das Leben im Moment, wie es Kinder tun, kann aber auch heißen, dass die Welt – die *ganze* Welt – für diesen Moment die Hölle ist. Diesen wahrhaft anstrengenden Teil des Kindseins sollte man nicht unterschät-

zen. Um das himmelhohe Jauchzen nicht unrealistisch als Standard zu setzen und uns gleichzeitig von den Höllenmomenten nicht zu Tode betrüben zu lassen, braucht es zunächst die Entwicklung einer Affektkontrolle. Erst, wenn es mir nach und nach gelingt, momentane Affekte in ihrer Auswirkung zu zügeln, habe ich den nötigen Freiraum, mit ihnen umzugehen. Sie nehmen dann nicht mehr meine ganze Aufmerksamkeit in Beschlag, sondern ein Teil meines Bewusstseins kann sich davon lösen. In diesem Bereich ergibt sich eine Möglichkeit, innerlich wie äußerlich zu handeln. Da ist eine Lücke, und innerhalb dieser Lücke kann ich etwas freier agieren. Affektkontrolle versetzt mich also in die Lage, zwischen mir und der Situation, die mir entgegenkommt, zu trennen. Ich kann eine innere Welt gegenüber der äußeren aufrechterhalten. Wenn ich lerne, dass mein Innenleben auch eine eigene Wirklichkeit bildet, erfasst die einzelne Situation mich nicht vollständig. Denn es bleibt immer etwas, das nicht in den Moment verstrickt ist. Es bleibt ein Rest an Gefühlswelt, der sich nicht nur aus der Situation ergibt, in der ich gerade stecke.

Damit bildet sich auch eine Art von Standfestigkeit aus. Sie ermöglicht, den einzelnen Affekt einzuhegen: Dieser Moment ist *nur* ein Moment. Er wird auch wieder vorübergehen, und er macht nicht alles aus, was ich bin. Im Lauf unserer menschlichen Entwicklung lernen wir, verschiedene Erfahrungen – das heißt auch: verschiedene positive und negative Begleitemotionen – zu integrieren. Wenn diese Integration gelingt, entsteht nach und nach ein Netz von Erfahrungen, das sich zwischen den verschiedenen Momenten meines Lebens spannt. In dieses Netz kann ich neue Erfahrungen hineinknüpfen. Je kom-

plexer es wird, desto komplexer werden auch die Knoten, die ich in der Lage bin zu knüpfen. Die einzelne Erfahrung wird vielschichtig, weil ich andere Erfahrungen mit in sie hineinweben. Das heißt dann aber auch zu lernen, dass nichts und vor allem niemand nur gut oder nur böse ist.

Solche Integrationsleistungen sind Errungenschaften und als solche nicht selbstverständlich. Denn Integration ist anstrengend. Einerseits erreichen uns heute so viele verschiedene Eindrücke, dass es nicht einfach ist, all das in einem Weltbild zusammenzubringen. Die erlebte Welt gerät aus den Fugen, weil es zu viel Auseinanderstrebendes gibt in ihr. Andererseits ist ein Verstehen, dass die Welt im Innersten noch irgendwie zusammenhält, notwendig, um Sinn und Halt zu finden. Wenn ich gar nicht mehr weiß, wo die Reise hingeht, ergibt sich eine lähmende Ungewissheit. Das Projekt der Integration wenigstens im Ansatz anzugehen bedeutet, dass das Ergebnis von einer Art Vagheit geprägt sein wird, die sich als Ambiguität beschreiben lässt: Eine Person oder ein Objekt kann verschiedene Bedeutungen in sich tragen. Auch solche, die nicht ohne Weiteres zu benennen sind. Ambiguität bringt eine gewisse Verunsicherung mit sich. Oft wäre mir eine klare Lage lieber. Das Unbequeme, das damit verbunden ist, führt zu einem Vermeidungsverhalten. So zu tun, als ob alles klar sei, wo es das nun einmal nicht ist, verzerrt aber meine Sicht auf die Welt. In seinem Buch *Vereindeutigung der Welt* zeigt Thomas Bauer auf, dass in unserer Gesellschaft, aber auch individuell nach und nach die Fähigkeit zurückgeht, mehrdeutig-ambige Situationen im Leben als solche auszuhalten. Ambiguitätstoleranz geht verloren. Anschaulich macht Thomas

Bauer das am Beispiel des Fernsehprogramms. Es herrschen Formate vor, die ohne Ambiguität auskommen: Nachrichten, Sport, Börse, Reality-TV (Vereindeutigung der Welt, S. 90). Die Welt ist schon kompliziert genug. Es gilt die Komplexität auf halbwegs verdauliche Nachrichtenschnipsel einzudampfen. Ohne solche Prozesse wären wir sicher überfordert. Denn wer könnte erwarten, die Probleme der Welt in fünfzehn Minuten Tagesschau umfassend zu erklären? Zu dieser Überforderung kommt aber für Bauer hinzu, dass wir die komplexe Welt bewältigen, indem wir uns ein Bild von ihr machen, das deutlich einfacher ist. Das nennt Bauer »Disambiguierung« oder eingängiger: Vereindeutigung. Krimis und Quizsendungen simulieren für ihn genau diesen Prozess, den sich unser überfordertes Ich wünscht: Am Anfang steht eine vertrackte, komplexe Situation mit vielen Unklarheiten, am Ende wird der Mörder eindeutig festgestellt beziehungsweise gibt es *eine* richtige Antwort (Vereindeutigung der Welt, S. 90).

Wir vereindeutigen also. Das heißt, dass ein einzelner Aspekt der Vereinfachung halber zum allein maßgeblichen erklärt wird. Das kann nützlich sein und ist in der komplexen Welt, wie sie heute auf jeden von uns einströmt, vielleicht sogar eine Art Überlebensstrategie. Denn angesichts der Fülle verfügbarer Informationen wird es schwierig, noch eine klare Linie durch die einzelnen Informationspunkte hindurch zu ziehen. Noch dazu verändern sich gesellschaftliche Bedingungen so schnell und konstant wie kaum je zuvor. Technik macht einen bedeutenden Teil der Lebenswelt aus – und gerade in diesem Bereich ist man schon innerhalb von zwei Jahren ohne Anpassung nicht mehr up to date. Schließlich wird auch

die eigene Lebensgestaltung ein beständiger Entscheidungsprozess. Das bedeutet mehr Freiheit, aber auch mehr oder weniger gleichwertige Möglichkeiten bis hin zur Beliebigkeit: »Du kannst alles machen, was du willst« wird schnell mal zu: »Mach doch, was du willst«. Meine Lebenswelt »verflüssigt« sich.

Landkarten machen nur bedingt Sinn, wenn man sich fühlt wie auf hoher See. Die Lage wird unklar und damit auch, wie ich handeln soll. Das führt zu einer besonderen Art von »Seerkrankheit«: Ich werde zum Bedenkenträger und Zauderer. Das kann regelrecht lähmen. Darin liegt die erste Versuchung: aufgeben angesichts übergroßer Komplexität. Sich abwenden und nichts mehr tun. Die zweite Versuchung ist, die Komplexität rigoros zurückzuschneiden. Wenn die Lage anhand des verbleibenden Restes an Wirklichkeit eindeutig scheint, ist auch klar, was zu tun ist. Wenn ich nur noch schwimme, bin ich natürlich froh über jeden (auch scheinbaren) Halt, der sich bietet.

Was bedeutet dieser lange Exkurs nun für die Frage des Glaubens? Wenn ich an den unsichtbaren Gott glauben will, liegen auf diesem Weg viele Schritte vor mir, von denen ich erst einmal nicht weiß, ob sie in die richtige Richtung gehen. Gott nickt nicht einzelne Handlungen ab. Vielmehr lässt er auch falsche Schritte zu, selbst wenn das zu Leid in der Welt führt. Die damit verbundene sogenannte Theodizee-Frage ist so eine klassisch ambige Situation: Ich mag sogar eine Ahnung von jener Kraft hinter allem entwickelt haben und von ihr glauben, dass sie im Letzten das Gute will. Aber was mache ich mit den

vielen Gegenbeispielen? Mit den Krebskranken, mit ertrunkenen Flüchtlingskindern, mit den unverdienten Schicksalsschlägen in meinem eigenen Leben? Teile davon mögen schon von Menschen mit verursacht sein, aber es bleibt immer so ein Rest an Zweifel.

Wenn ich mich selbst auf den Glaubensweg begeben will, wird das Problem noch einmal persönlicher, wie ich mit dem Unklar-Ambigen umgehen soll. Hier geht es in der Regel weniger um Gut und Böse als vielmehr um Richtungsentscheidungen. Die eine und die andere Richtung haben Gutes für sich, aber auf beiden Wegen werde ich auch Kröten schlucken müssen. Wenn ich Gottes Willen zu einer Dimension meines Denkens mache, wird es dadurch nicht unbedingt klarer. Denn dann werden neue Momente der Unterscheidung auf mich zukommen: Welche innere Regung kommt von Gott, welche nicht? Sollte ich auf mein warnendes Bauchgefühl hören, oder muss ich durch die schwierige Situation erst einmal hindurchgehen? Mache ich mir nur etwas vor oder soll ich hier vertrauen?

Die erste Versuchung heißt, wie schon gesagt, ausweichen. Wenn der Heilige Geist nicht zu Klartext imstande ist, liegt die Fehlleistung schon mal nicht auf meiner Seite der Kommunikation. Da man also in Glaubensdingen ohnehin nichts Genaues sagen kann, lasse ich es lieber bleiben. Oder man macht es wie ich früher und sichert den Sinn des kirchlichen Engagements ab, indem man sich vor allem auf die Teile davon einlässt, die auch sonst Sinn ergeben oder einem im Alltag nutzen. Der Rest bleibt dann für die »Inspirierten« – ich habe auch so genug zu tun.